

FOKUS: MENSCH UND TIER *SOLL DIESER
AFFE MENSCHENRECHTE
ERHALTEN?* — Ein Dilemma s.8

Drei Hundeleben —
Auf welchen Umwegen
neue Besitzer zu ihren
Tieren kommen. s.24

Im Gespräch — Die
israelische Soziologin
Eva Illouz schimpft
über ihr Land. s.50

NR. 350

NZZ

JULI 2021

FOLIO



Eine kleine Initiative stellt grosse Fragen. Sie zwingt uns, unser Verhältnis zu Tieren zu überdenken.

BILDER
YVES BACHMANN

Patric ist ein Greis, er ist zu dünn, hat Haarausfall – und er könnte am Anfang einer Revolution stehen. Früher war er ein ausgezeichneter Turner, er liebte es, sich durch die Luft zu schwingen. Aber jetzt ist er immer müde. Wenn es Patric nicht gutgeht, sitzt er teilnahmslos auf seinem Lieblingsplatz und lässt die Beine baumeln. Zwei Mal war er dem Tod schon nahe. Er legte sich hin und bekam Schmerzmittel.

Seine Töchter Estrella und Feliz wollten damals nicht, dass ein Arzt ihren Vater untersucht. Sie weigerten sich, den Doktor zu ihm zu lassen, und nahmen alleine Abschied. Patrics Betreuer verschickten eine Pressemeldung, in der stand, er werde bald sterben. Das war eine Nachricht wert, Patric ist aussergewöhnlich alt.

Seither sind zehn Jahre vergangen, und Patric lebt noch immer. Er ist der Chef seiner kleinen Familie, ein stoischer Alter, freundlich und ruhig. Er ist nie nachtragend, auch wenn einmal das Frühstück zu spät serviert wird. Patric hat schon zu viel erlebt, um sich aufzuregen.

Patrics Vorfahren kommen aus dem Nordosten Brasiliens, er selber ist nie dort gewesen. Er wurde 1984 in Holland geboren und kam weit herum, lebte zuerst in Schweden, später in Belgien. Patric geriet aber immer wieder in Streitereien mit Kollegen. 2003 kam er nach Basel. Hier lernte er seine Freundin Mop

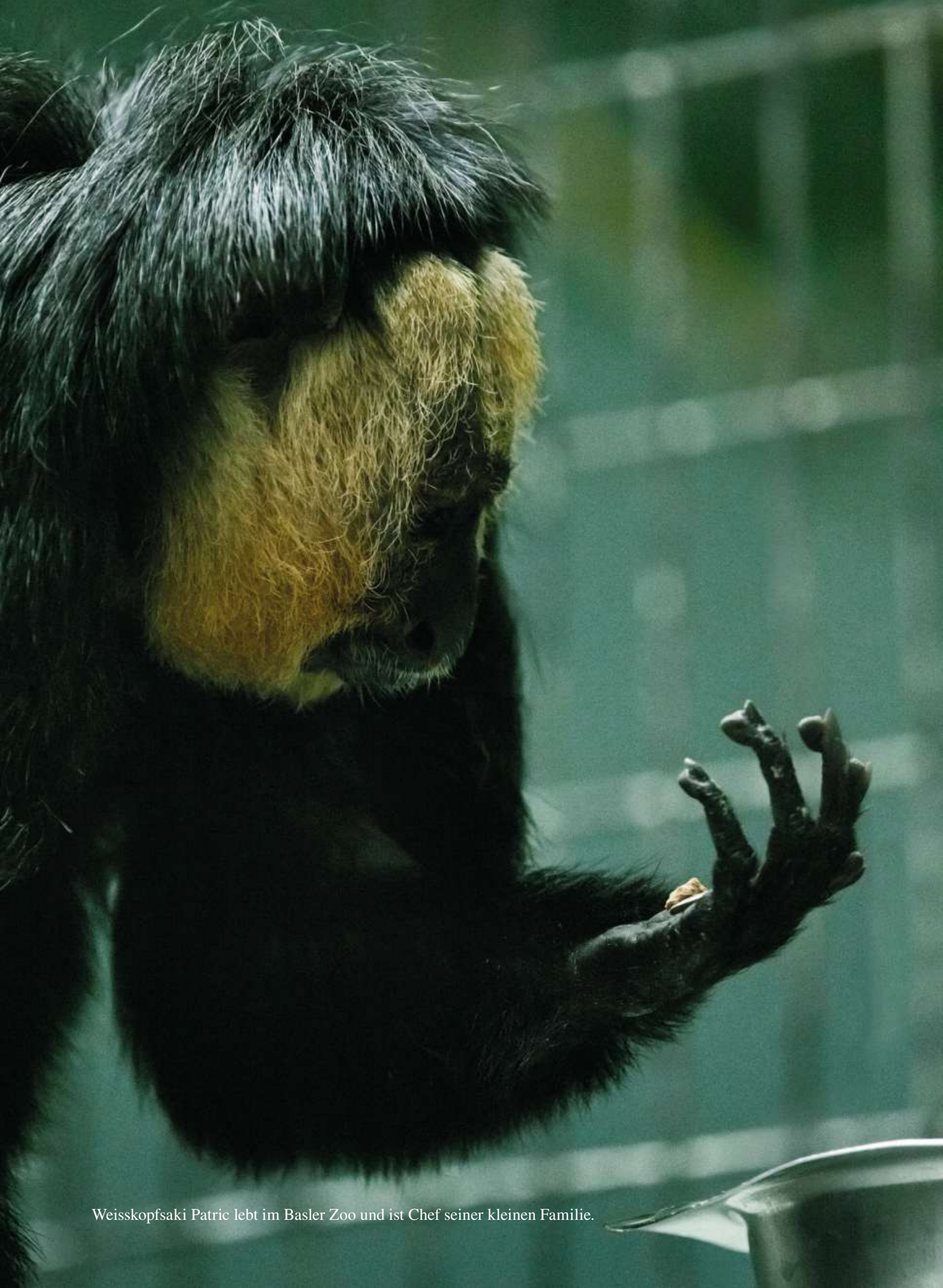
kennen. Es war zunächst eine schwierige Beziehung, Mop war kratzbürstig und erlitt mehrere Fehlgeburten. Nach drei Jahren kamen die ersten Kinder auf die Welt, inzwischen sind es neun. Alle sind schon wieder ausgezogen, bis auf die Töchter Estrella, 14jährig, und Feliz, 13jährig. Sie meinen es gut mit ihm. Am liebsten lässt er sich von ihnen den Rücken kralen. Vor einem Jahr ist Mop gestorben, und falls Patric traurig gewesen sein sollte, hat man es ihm nicht angemerkt.

Patric ist ein kleiner Affe und lebt im Zoo Basel. Der Weisskopfsaki ist heute 37 Jahre alt.

Auch wenn die Menschen ihn gut behandeln und er in der Wildnis wohl früher gestorben wäre, Patric bleibt unser Gefangener. Das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist kompliziert und widersprüchlich.

Vielleicht wird Patric noch erleben, wie er etwas erhält, was die Welt auf den Kopf stellen würde: Grundrechte. So, wie sie die Verfassung Menschen gewährleistet. In Basel-Stadt kommt im Herbst oder spätestens im nächsten Frühjahr eine Initiative zur Abstimmung, die Grundrechte für Primaten fordert. Zu diesen gehören neben dem Menschen selbst auch Affen wie die Weisskopfsakis oder Makaken und Menschenaffen, also Schimpansen, Orang-Utans, Gorillas. Sie alle sollen in Zukunft das Recht auf Leben und körperliche und geistige Unversehrtheit

SOLLEN WIR PATRIC MENSCHENRECHTE GEBEN?



Weisskopfsaki Patric lebt im Basler Zoo und ist Chef seiner kleinen Familie.

haben. Lanciert hat die Initiative «Sentience Politics», eine kleine Organisation, die sich seit 2013 in der Schweiz für ein grosses Ziel einsetzt: «eine diskriminierungsfreie und tierfreundliche Gesellschaft».

Der politische Think-Tank sorgte schon mehrmals für Aufregung. Die Aktivisten forderten etwa ein veganes Gericht in öffentlichen Kantinen. Gerade wollen sie die Massentierhaltung in der Schweiz abschaffen. Mit der Primaten-Initiative lässt Sentience Politics erstmals eine abstrakte und alte Idee aus der Tierphilosophie auf die breite Bevölkerung prallen.

Die Anfänge der Tierrechtsbewegung gehen zurück in die Zeit der Aufklärung und wurden im 21. Jahrhundert modernisiert. 1993 haben bekannte

Das Erbgut von Mensch und Schimpanse stimmt zu 98,5 Prozent überein. 1,5 Prozentpunkte entscheiden, wer im Käfig sitzt und wer davorsteht.

Philosophen im Rahmen des «Great Ape Project» Grundrechte für Menschenaffen gefordert. Die kantonale Volksinitiative macht das Anliegen zum ersten Mal konkret – und für manche bedrohlich. Sie verlangt, was wir nicht gern tun: unsere Handlungen zu begründen und unsere Gewohnheiten zu überdenken.

Die Abstimmung trifft den Zeitgeist, zumindest in einem urbanen, grünen Milieu. Die Zahl der Vegetarier in der Schweiz nimmt von Jahr zu Jahr zu, der globale Markt für Fleisch- und Milchersatzprodukte wächst rasant, viele Leute beschäftigen sich mit Tierwohl, die Massentierhaltung und ihre drastischen ökologischen und ethischen Folgen. Die Schweizer essen immer weniger Fleisch, im vergangenen Jahr waren es aber immer noch 440 000 Tonnen, 51 Kilogramm pro Person. Weltweit steigt der jährliche Pro-Kopf-Konsum von Fleisch stetig und liegt heute im Durchschnitt bei 43 Kilogramm. Entsprechend nimmt auch die Zahl der gehaltenen Tiere zu. Die Fleischindustrie meldet Rekordumsätze. Es geht in dieser Frage nicht nur um Moral, sondern auch um Milliarden.

Grundrechte für Tiere sind ein Anliegen, das starke Emotionen auslöst, bei Befürwortern und Gegnern. Die Initiative von Sentience Politics wird schon jetzt kontrovers diskutiert, selbst wenn sie womöglich keine einzige konkrete Konsequenz hätte. In den Basler Labors der Universität und der grossen Pharmafirmen werden seit Ende 2018 keine Primatenversuche mehr durchgeführt – gerade für die Unternehmen ist es oft einfacher im Ausland. In Basel gibt es nur im Zoo noch einige Studien. Dort untersuchen Wissenschaftler aber bloss das Verhalten der Affen. So lassen sich die 125 Versuche mit Primaten im Kanton erklären, die in der neuesten Tierversuchsstatistik des Bundes von 2019 auftauchen. Den Tieren werden in den Experimenten keine Schmerzen zugefügt. Patric merkt nichts davon, falls er hin und wieder in einer

wissenschaftlichen Arbeit auftaucht. Aber auch wenn die Annahme der Initiative nichts veränderte, würde sie doch alles verändern. Sie wäre ein Zeichen dafür, dass wir unser Verhältnis zu Tieren fundamental überdenken müssen.

Radikal und weltfremd – aber stimmt das?

Wenn Meret Schneider die Welt neu erfinden könnte, wäre sie eine andere: frei von Ställen, in denen sich Schweine drängen, frei von Hunden in Stadtparks und Katzen auf kleinen Balkonen, frei von Tierlabors, in denen Mäuse bluten, und Zoos, in denen sich Affen in ihren Käfigen langweilen. Vielleicht gäbe es noch ein paar Bauernhöfe auf dem Land, in den Bergen, wo Kühe und Hühner in einer Art Symbiose mit dem Menschen leben, so idyllisch wie in Kinderbüchern. Meret Schneider ist Nationalrätin der Grünen, 29-jährig, sie ist Leiterin Politik bei Sentience Politics und hat die Primaten-Initiative mitentworfen. Sie lebt vegan, fliegt nicht und sucht in Abfalleimern nach Esswaren. Man sagt über Schneider, sie sei radikal und weltfremd. Aber stimmt das?

Meret Schneider kennt den Affen Patric nicht, sie war schon lange nicht mehr in einem Zoo. Sie sagt: «Ob Patric betroffen ist oder nicht, darüber werden sich die Leute im Abstimmungskampf die Köpfe einschlagen. Aber diese Diskussion ist für mich vernachlässigbar.» Es geht Schneider um die Veränderung des Bewusstseins der breiten Masse, die Primaten sind da nur der Anfang. «Es soll zum ersten Mal eine nicht-menschliche Spezies Rechte bekommen.» Das Anliegen beschränkt sich auf Primaten, weil es sonst politisch noch weniger Chancen hätte. Und sich der Unterschied zwischen Mensch und Tier in diesem Fall besonders schwer begründen lässt.

Das Erbgut von Mensch und Schimpanse stimmt zu 98,5 Prozent überein. 1,5 Prozentpunkte Abweichung entscheiden darüber, wer im Käfig sitzt und wer davorsteht, wer getötet wird und wer tötet. 80 Milliarden Tiere schlachten Menschen weltweit jedes Jahr. Alleine in der Schweiz sind es 80 Millionen Hühner, Schweine, Kaninchen, Rinder.

Ist es radikal, daran etwas ändern zu wollen? Oder ist es radikal, so weiterzumachen? Wer liegt falsch in diesem Dilemma, dass wir einige Tiere lieben und andere essen, manchmal auch beides gleichzeitig? Meret Schneider wundert sich, wie man an einem Poulet-schenkel nagen, die Katze streicheln und sich darüber empören kann, dass die Chinesen Hunde grillieren. Sie findet es nicht nur fragwürdig, wie ungleich und zufällig wir unser Mitgefühl auf die Tiere verteilen. Sie ist auch der Ansicht, dass keine eindeutige Grenze zwischen Mensch und Tier bestehe. Der Unterschied sei nicht absolut, sondern graduell.

Aber gibt es denn gar keine Grenze zwischen Menschen und Tieren? Schneider sagt: «Ich finde auch nicht, dass eine Ratte denselben Wert hat wie ein Primat.» Es gehe darum, was ein Lebewesen empfinden könne und was es wahrnehme. «Darf ich eine Mücke töten, bevor sie mich sticht? Dann muss man halt abwägen: ein Stich gegen das Leben eines Insekts.»

Je nachdem, auf welcher Seite man in dieser Diskussion steht, werden Unterschiede zwischen Menschen und Tieren kleingeredet und Gemeinsamkeiten betont oder umgekehrt. Es gibt viele Gründe, Tiere anders als Menschen zu behandeln: die religiös geprägte Vorstellung, Menschen seien die Krone der Schöpfung. Die Tatsache, dass Tiere keine Pflichten wahrnehmen, nicht vernünftig handeln, sich keine Gedanken um die Zukunft machen und nicht sprechen können. Die Vorstellung, dass Tiere ein anderes Bewusstsein haben als Menschen und deshalb eine andere Empfindung psychischen Leidens.

Tierrechtler hingegen argumentieren anders, und das schon sehr lange. Der englische Jurist und Philosoph Jeremy Bentham schrieb 1789 über Tiere: «Die Frage ist nicht, können sie denken, können sie sprechen. Die Frage ist: Können sie leiden?» Wenn es die Leidensfähigkeit ist, an der sich bemisst, wie wir mit anderen Lebewesen umgehen, fällt der kategorische Unterschied zwischen Mensch und Tier. Aber dieser Gedanke befremdet viele Menschen. Meret Schneider spricht von einer «darwinistischen Kränkung». Sie meint damit eine menschliche Urangst, nicht mehr einzigartig zu sein.

Tierrechtsaktivisten wie Meret Schneider nennen unseren Umgang mit Tieren Speziesismus und stellen unser Verhalten damit in die Nähe von Rassismus und Sexismus. Der Mensch fühle sich legitimiert, andere Spezies zu diskriminieren, weil sie nicht seiner Art angehörten. Geprägt hat den Begriff der umstrittene australische Moralphilosoph Peter Singer. Er ist einer der Gründer der modernen Tierethik. 1975 hat er das Buch «Animal Liberation» veröffentlicht, so etwas wie die Bibel der Tierbefreiungsbewegung. Singer schreibt darin, die Ungleichbehandlung von Menschen und Tieren sei willkürlich.

So hält Singer Tierversuche nur dann für zulässig, wenn wir uns vorstellen könnten, sie auch mit Menschen durchzuführen. Es gibt Säugetiere, die ausgeprägtere kognitive Fähigkeiten haben als Behinderte

Wie werden Menschen in hundert Jahren darüber denken, dass wir Tiere in Käfige sperren?

oder Babies. Wie aber können wir dann Experimente mit den einen zulassen, wenn wir sie bei den anderen ablehnen?

Singer geht noch weiter. Er vertritt die These, dass es legitim sein könne, schwerbehinderte Säuglinge zu töten. Seine Kritiker werfen ihm deshalb geistige Nähe zum Nationalsozialismus vor. Er begründet seine Haltung so: Die meisten Ärzte wären bereit, das Beatmungsgerät abzustellen, wenn ein Frühgeborenes so massive Hirnblutungen habe, dass es nie einen anderen Menschen erkennen werde. Wenn das gleiche Kind aber schon selber atme, lehne man es ab, ihm

eine Spritze zu geben, um es zu töten. Für Singer ist das nicht nachvollziehbar. In beiden Fällen treffe man ein Urteil über das Leben des Kindes. Vor allem Behindertenverbände fühlen sich von Singer provoziert.

Wer wie Singer unsere moralischen Vorstellungen radikal hinterfragt, muss damit rechnen, dass er Unbehagen bei den Leuten auslöst. Mit der Frage, ob Tiere Grundrechte bekommen sollen, geschieht genau das: sie irritiert.

Aus Menschen Tiere machen

Markus Schefer ist Professor an der Universität Basel, er ist 56 Jahre alt und befasst sich seit mehr als der Hälfte seines Lebens mit den Grundrechten. Sie gehen zurück auf die englische Magna Carta, eine Urkunde aus dem 13. Jahrhundert, die zum ersten Mal die Macht des Königs beschränkte. Geprägt vom Gedanken der Aufklärung, war es die französische Nationalversammlung, die 1798 die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte verabschiedete: ein Dokument, das die Rechtsstellung des Einzelnen elementar verbesserte, das den Bürgern Ansprüche auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit oder das Recht auf Widerstand zusicherte.

Grundrechte sind das Ergebnis einer Revolution des Volkes gegen die Obrigkeit, sie bilden heute auch das Herz der modernen Schweizer Verfassung. Sollen wir diese von Menschen für Menschen im Zeichen der Vernunft errungenen Rechte ausgerechnet auf Tiere ausweiten? Affen von Sachen zu Subjekten des Rechtes machen?

Markus Schefer wartet für einen Spaziergang vor dem Eingang des Zoos in Basel. Er muss sich nicht in die Schlange vor dem Ticketschalter stellen, er hat ein Abo. Seine Töchter sind zwar volljährig, aber manchmal kommen sie noch immer als Familie hierher. Der Zoo ist eine gesellschaftliche Institution in der Stadt, über 200 Jahre alt und beliebt wie kaum eine andere Freizeitattraktion. Mehr als eine Million Besuche registrierten die Betreiber im Jahr vor Ausbruch der Pandemie, so viele wie noch nie.

Ob die Affen im Zoo überhaupt von der Volksinitiative von Sentience Politics betroffen wären, darüber streiten die Juristen. Das Bundesgericht hat im vergangenen Jahr über die Zulässigkeit des Volksbegehrens beraten. Die Richter kamen zum Schluss, private Forschungseinrichtungen und der als private Aktiengesellschaft organisierte Zoologische Garten seien «nicht bzw. jedenfalls nicht unmittelbar» an Grundrechte gebunden. Keine Auswirkungen also für die Tiere im Affenhaus?

Grundrechtsexperte Schefer schlendert an den Orang-Utans und Schimpansen vorbei, wo Kinder ihre Nasen an die Glasscheiben drücken und den Tieren beim Leben zusehen. «Ein bisschen befremdlich ist das halt schon», sagt er. «Warum sollen die Affen im Gehege sein?» Bei den Weisskopfsakis bleiben wir stehen und suchen den Greis Patric, der sich sachte, vom Blick der Zuschauer unbehelligt, von einem Ast zum nächsten hangelt. Was würde es bedeuten, wenn er Grundrechte hätte? «Natürlich hätte so ein Volks-



entscheid Auswirkungen auf den Zoo», sagt Schefer. Der Staat habe Schutzpflichten gegenüber jedem Individuum, sowohl in einem öffentlichen Labor der Uni als auch in einem privaten Zoo.

Wäre das Recht auf körperliche und geistige Unversehrtheit von Patric gewahrt im Gehege, in dem er jetzt lebt? Was, wenn man den Affen töten müsste, weil er leidet? Wäre das vereinbar mit seinem absoluten Recht auf Leben? Und wie würde die Situation aussehen, wenn nicht mehr nur Primaten, sondern auch alle anderen Tiere Grundrechte hätten?

Die Initiative wirft mehr Fragen auf, als dass sie Antworten liefert, und genau das mag Markus Schefer. «Wir sollten nachdenken, bevor wir abwehren und ständig über Ressourcen oder Praktikabilität sprechen.» Grundrechte auf Tiere auszudehnen halte er «grundsätzlich für eine gute Idee», weil sich so ihre Lebensqualität verbessern könnte. Entscheidend sei in dieser Frage nicht das Wesen, also ob Patric vernünftig sei oder Verantwortung für sein Handeln

Der Kurator des Zoos hat Angst um seine Affen. Unbegründet ist sie nicht.

übernehmen könne, entscheidend seien die Konsequenzen: Was es bewirken würde, wenn Tiere Grundrechte hätten und ob wir das als Gesellschaft wollten.

Markus Schefer sieht in der Initiative aber auch eine Gefahr. Sie ergebe sich in Zusammenhang mit dem Behindertenrecht, auf das sich der Professor spezialisiert hat. «Es ist uns allen leider viel zu wenig bewusst, dass Menschen mit einer Behinderung ihre Grundrechte bis heute nicht oder nur sehr eingeschränkt wahrnehmen können.» Der Kampf dieser Menschen für Gleichberechtigung, glaubt Schefer, werde noch viel schwieriger, wenn Tierrechtsaktivisten wie Peter Singer sie mit ihren Argumenten in die Nähe von Affen rückten. «So macht man aus Menschen mit einer Behinderung noch mehr, was sie schon sind: Menschen zweiter Klasse.»

Der Spaziergang durch den Zoo endet bei den Flamingos und führt in die Vergangenheit. Wo heute die crevettenfarbenen Vögel baden und schreien, erinnert Markus Schefer daran, dass hier früher Völkerschauen stattgefunden hätten. Vor über hundert Jahren zeigte der Zoo etwa «die Singhalesen»: zwölf Elefanten und fünfzig Menschen aus Ceylon, dem heutigen Sri Lanka. Ägypter spielten für die Zuschauerinnen und Zuschauer Krieg. Mit «Lippen-Negerinnen aus Zentralafrika» lockten die Betreiber 1932 noch einmal

Menschen mit Menschen und setzten sie so exotischen Tieren gleich. Aus heutiger Perspektive wirken die Völkerschauen, in denen die Grenze zwischen Mensch und Tier verschwamm, entwürdigend und bizarr, sie sind Ausdruck von Rassismus. Aber wie werden die Menschen in hundert Jahren darüber denken, dass wir Tiere weit weg von ihrer natürlichen Umgebung in Käfige sperren? Lernen wir tatsächlich mehr über sie und die Natur in fernen Ländern? Oder nehmen wir uns einfach ein Recht, das wir gar nicht haben?

Am Ende spielt es für die Tiere keine Rolle, warum wir sie einschliessen. Sie sind gefangen. Wenn wir das akzeptieren, zählt nur noch, dass es ihnen möglichst gut geht. Das ist die Logik des Zoos.

Adrian Baumeyer sitzt auf einer Parkbank, im Aussengehege turnen drei Affen. Der Biologe arbeitet seit neun Jahren als Kurator im Basler Zoo. Baumeyer schaut den Tieren zu und fragt: «Sehen Sie, wie sie leiden?» Es ist eine rhetorische Frage. Wenn Zoo-Kritiker sagen, wie unwohl es den Affen in ihren Gefängnissen sei, hört Baumeyer das nicht gern. Gerade muss der Kurator wegen der Initiative von Sentience Politics wieder oft erklären, wie im Zoo Basel die Affen gehalten werden. Das Anliegen der Tierschützer sei nicht zu Ende gedacht. Ein philosophisches Gedankenspiel, das die Realität der Tiere vernachlässige. Baumeyer hat Angst um seine Affen.

Ganz unbegründet ist diese Angst nicht. Wenn es ein absolutes Recht auf Leben gäbe, dürfte Baumeyer einen Affen dann noch einschläfern, wenn dieser leidet? Adrian Baumeyer fragt: «Was hat ein Tier davon, wenn man ihm Rechte gibt? Nichts, gar nichts.» Wenn Baumeyer durch seine Zooanlage geht, sieht er zufriedene Tiere. Gegner argumentieren: Artgerecht könne ein Tier nur in Freiheit leben. Baumeyer findet, ein im Zoo geborener Affe könne die Freiheit gar nicht vermissen, weil er sie nie kennengelernt habe.

Tiere lieben, Tiere töten

An einem Juniabend fährt Marco Burgener, 36jährig, ein kräftiger Mann mit starken Unterarmen, mit einem weissen Pick-up auf seinen kleinen Bauernhof weit weg von der Stadt. Über die Wiese laufen ein paar schnatternde Enten, in einem ausrangierten Eisenbahnwagen sitzen die Hasen und warten, bis sie gefüttert werden.

Vor ein paar Jahren hatte Burgener ein grosses Problem. Jetzt hat er keines mehr.

Sechs Monate lang hat Burgener im Schlachtbetrieb Zürich AG gearbeitet, gleich beim Fussballstadion Letzigrund, mitten in der Stadt. Vor vier Jahren hat er gekündigt und von einem Tag auf den anderen zu arbeiten aufgehört. Burgener war immer

Yves Bachmann hat für NZZ Folio Tiere und Tierprodukte im Zürcher und Basler Zoo und in den Auslagen von Globus fotografiert. Oben Amur-tiger in Zürich, unten Trockenfleisch.

gern Metzger. Aber das Massentöten im Schlachthaus hat er irgendwann nicht mehr ausgehalten, 2000 Schweine und 400 Kühe an einem Tag. Und am nächsten Morgen holte er die nächsten Tiere aus dem Stall und trieb sie wieder in den Schlachtkanal. «Wie wir dort mit den Tieren umgehen, hat mir auf die Psyche geschlagen.» Wie sie mit dem Wasserschlauch abgespritzt werden, damit sie sich bewegen, wie sie in Stress geraten – und wie sie dann mit einem Bolzenschuss betäubt und im Akkord getötet werden. Heute hat Burgener eine andere Arbeit. Es geht ihm jetzt besser.

Marco Burgener heisst eigentlich anders. Er möchte anonym bleiben, weil er zwischen den Fronten steht: Er ist Jäger und hat Angst, dass Aktivisten ihm die Autopneus aufstechen oder die Hochsitze im Wald ansägen. Gleichzeitig macht sich Burgener mit seiner Kritik an der Fleischindustrie unbeliebt. Das ist eine mächtige, einflussreiche Interessengruppe. «Niemand, der in der Branche tätig und auf den Job angewiesen ist, traut sich, den Mund aufzumachen.» Der Druck auf die Mitarbeiter sei enorm, sagt Burgener. Im Schlachthof gebe es eine Art Schweigegeklübbe. Keiner rede über die verstörenden Bilder, über die aufgehängten Tierleichen und die Angst und den Stress.

Nicht das Töten selber fiel ihm schwer, sondern die Art des Tötens, das massenhafte, mechanische Töten. Einmal stand er mit seinem Jagdgewehr im Wald und zielte auf einen Rehbock. Er konnte nicht

Marco Burgener war gern Metzger. Aber das Massentöten im Schlachthaus hat er nicht mehr ausgehalten.

abdrücken. Er sagte sich: «Jetzt habe ich den ganzen Tag Tiere getötet, und am Abend soll ich nochmals eines erschiessen?» Als ihn einmal eine Aktivistin vor dem Schlachthaus in Zürich ansprach und sagte, sie könne nicht akzeptieren, was hier geschehe, dachte er: «Du hast recht.» Aber sagen konnte er das damals noch nicht.

Zehn Grossbetriebe schlachten in der Schweiz 82 Prozent aller Tiere. In Zürich steht das fünftgrösste von 500 Schlachthäusern. 270 000 Tiere werden hier jedes Jahr getötet. Für Journalisten bleiben die Türen geschlossen, keiner der Metzger darf Auskunft geben. Marco Burgener hingegen möchte reden. «Vielleicht ändert sich etwas, wenn die Leute wissen, was hinter den Fassaden geschieht», sagt er. Eigentlich weiss man schon lange, was dort passiert. Es gab Reporta-

gen im Fernsehen, Zeitungsartikel und Berichte von Aktivisten über die Schlachtbedingungen. Aber wenn jemand wie Burgener erzählt, wie er das Töten selber erlebt hat, ist das etwas anderes. Er hat Tiere gern. Aber er ist kein Aktivist und kein Vegetarier, er isst oft und viel Fleisch und kauft es auch im Coop oder in der Migros.

Marco Burgener ist so wie die meisten von uns. Mit einem Unterschied. Er kann, was wir nicht tun wollen und froh sind, es nicht tun zu müssen: ein Tier töten. Er weiss, was im Verborgenen passiert.

Burgener war gut in seinem Job, er war ein leidenschaftlicher Metzger, ein Tier richtig zu zerlegen sei das schönste Handwerk der Welt. Auf seinem Hof leben fünf Schweine und achtzig Kaninchen. Die Säue bringt er in ein Schlachthüsli in der Gegend, die Hasen metzget er selber. Und ein paar tötet er gar nie, weil er eine besondere Beziehung zu ihnen hat, weil sie lustig oder schon alt sind. Die Rehe und Wildsäue, die er auf der Jagd erlegt, verarbeitet er zu Hamburgern und Würsten. Das meiste Fleisch behält er für sich und seine Verwandten, einen kleinen Teil verkauft er an Freunde.

Burgener hat eine Lösung für sich gefunden, seinem moralischen Dilemma auszuweichen. Aber gibt es auch einen Weg, um das Dilemma aufzulösen?

In den Regalen der Grossverteiler stehen immer mehr Tofusteaks, Würstchen aus Weizen, Burger aus Erbsen. Das sind aber nur 2,5 Prozent der Gesamtmenge von Fleisch und Fleischersatzprodukten. Viel zu wenig, damit sich für die Tiere etwas verändert.

Die tatsächliche Ernährungsrevolution könnte aus dem Reagenzglas kommen.

Am 19. Dezember des vergangenen Jahres konnten Gäste eines Restaurants in Singapur zum ersten Mal Chicken Nuggets bestellen, für die kein Huhn gestorben war. Die Köche boten Fleisch an, das nicht von einem geschlachteten Tier stammte, sondern aus einem Bioreaktor, einem Behälter, in dem Tierzellen künstlich gezüchtet werden. Ein paar Wochen zuvor hatte die Regierung in Singapur grünes Licht gegeben. Bis heute ist es das erste Mal, dass eine Behörde solches Fleisch für den Verzehr durch Menschen zuließ. Gäste, die die Chicken Nuggets probiert hatten, sagten, sie würden genau gleich wie Hühnerfleisch schmecken. Journalisten auf der ganzen Welt haben darüber berichtet.

Wenn sich die Technologie durchsetzt und man künstliches Fleisch preisgünstig und in grossen Mengen erzeugen wird, könnten sich unsere Essgewohnheiten schnell verändern. Vielleicht sind wir die letzte Generation, die Tiere tötet, um sie zu essen. Auf der ganzen Welt sind über dreissig Start-ups daran, alle

- o. Roter Vari in der Masoalahalle in Zürich
- u. Sushi







Sorten von Laborfleisch herzustellen, Huhn, Schwein, Rind, Fisch und sogar Entenleber. Es ist bereits ein vielversprechendes Geschäft, in das Unternehmer wie Bill Gates oder Richard Branson investieren.

Es geht beim künstlichen Fleisch nicht nur um das Tierwohl, es geht auch um Umweltschutz. 15 Prozent der Treibhausgase werden auf die weltweite Fleischproduktion zurückgeführt. Und der Fleischkonsum nimmt zu. Bis 2050 wird eine Verdoppelung erwartet, weil vor allem die Menschen in Entwicklungsländern mehr Fleisch essen werden.

Wenn wir aber dank künstlichem Fleisch aufhören würden, Tiere zu töten, um sie zu essen, wäre ein Weg aus einem Dilemma vorgezeichnet. Wir müssten auf nichts verzichten und könnten das Verhältnis zu Tieren einfacher neu definieren.

Der alte weisse Mann und die Katzen

Professor Peter V. Kunz geriet mit Anfang 50 in eine kleine Midlife-Crisis, die ihm eine neue Welt eröffnete. Der Jurist sitzt im Anzug in seinem Büro, in der Ecke steht eine Golftasche. Kunz war einmal Anwalt, bevor er sich an der Universität Bern lange und ausschliesslich mit Wirtschaftsrecht beschäftigte, mit Banken und Steuern und Aktien.

Vor ein paar Jahren begann sich Kunz für etwas Neues zu interessieren. Damals sei er «mit seiner Frau auf eine Trennung zugesteuert». Er musste sich plötzlich damit beschäftigen, wer die geliebten Katzen Micki, Daisy und Beni bekommen sollte. Er merkte rasch, dass es in diesem Rechtsbereich Lücken gibt.

Kunz sagt, anders als seine Frau sei er kein Tiereschützer oder Tieraktivist. Ihm gehe es nicht um «animal rights», sondern um ganz konkrete Fragen: Was passiert mit den Kühen, wenn ein Bauer konkursgeht? Was geschieht, wenn jemand seinem Hund Geld vererbt? Darf ein Arbeitnehmer zu Hause bleiben, wenn seine Katze krank ist? In diesem Jahr publiziert er die

«Warum soll die Nestlé AG Grundrechte haben?» fragt Professor Kunz. Warum nicht auch ein Affe?

ersten Aufsätze dazu, im kommenden Jahr ein Buch. Seine Vorlesung ist gut besucht, für die Seminare interessierten sich über hundert Studentinnen und Studenten – Plätze hatte Kunz keine zwanzig. Der Professor will die Ausbildung der Juristen verbessern und mehr Wissen über Tiere in die Gesellschaft bringen.

Kunz' berufliches Interesse wirkt sich auch auf sein persönliches Verhalten aus. Er isst Fleisch, aber keine Tierkinder, «weil ich es falsch finde, geboren zu werden, um gleich wieder zu sterben». Gleichzeitig kann er sich eine Schweiz ohne Nutztiere nicht vorstellen. Er sei nicht gegen Schlachtung, und es sei auch komplett illusorisch zu glauben, ein Bauer würde ein Tier nur zur Freude halten. «Die Konsequenz eines

Schlachtverbotes wäre, dass die Tiere gar nicht erst geboren würden.» Peter V. Kunz bewegt sich gedanklich irgendwo zwischen einem Aktivisten und einem Fleischlobbyisten. Es sei entscheidend, sagt Kunz, dass auch «alte weisse Männer wie ich» sich für die Interessen der Tiere einsetzen – quasi als Bindeglied zur Durchschnittsgesellschaft. Kunz sagt: «Ich bin ein Bub aus dem Mittelland, aus Dulliken. Wenn ich dort am 1. August darüber reden würde, kein Fleisch mehr zu essen, liefen alle davon.»

Was hält Peter Kunz davon, einem Affen Grundrechte zu geben? Der Professor antwortet mit einer Gegenfrage: «Warum soll die Nestlé AG Grundrechte haben?» Dass man etwa juristischen Personen die Wirtschaftsfreiheit zugestehe, ist für Kunz ein gutes Argument, auch Primaten zu Rechtssubjekten zu machen. Allerdings fragt er: «Warum dann nicht gleich alle Tiere?» Kunz hat Sympathien für das Anliegen von Sentience Politics, aber er hegt auch Zweifel: «Die Initiative ist sehr theoretisch und weit weg von der Schweizer Durchschnittsbevölkerung.» Es bestehe die Gefahr, dass sie abgelehnt werde und die Diskussion um die Verbesserung der Stellung des Tieres in der Gesellschaft dann wieder für viele Jahre verschwinde.

Kunz will lieber kleine Schritte machen, um die Gesellschaft zu sensibilisieren. Er erhebt vor allem eine Forderung: die «tieradäquate Auslegung» des Rechtes. Kunz will, dass Tiere überhaupt berücksichtigt werden. Oder, wie er sagt: «In dubio pro animale, im Zweifel für das Tier.» In der Wirklichkeit gelte oft das Gegenteil, besonders wenn wichtige Interessen für die Menschen auf dem Spiel stünden.

Von Mäusen und Menschen

An das Töten hat sich Nicole Kirchhammer «auf eine gewisse Weise» gewöhnt. Die 28jährige Molekularmedizinerin hat im vergangenen Jahr ihre Dissertation abgeschlossen und dafür Labormäuse für Versuche gebraucht. Keines der Tiere lebt mehr. Längst hat die Forscherin in der hauseigenen Zuchtstation neue Mäuse für neue Versuche bestellt. Kirchhammer trägt zwei Schichten Schutzkleidung, ihr langes blondes Haar hat sie unter einer Haube zusammengebunden. Wer das Labor betreten will, muss sich an strenge Hygieneregeln halten. So sollen die Tiere vor Keimen geschützt werden.

Im Untergeschoss des Universitätsspitals Basel ist es heiss und riecht nach Streu. 18 000 Mäuse leben hier, in der grössten der fünf Tierstationen der Universität. Sechs davon sitzen im Käfig, den Nicole Kirchhammer aus einem der Regale hervorzieht. Die Wissenschaftlerin hebt den Deckel hoch und nimmt eine Maus heraus. «Ich habe eine enge Beziehung zu Tieren», sagt Kirchhammer. «Und ich will, dass sie das beste Leben haben, das hier möglich ist.» Das Fell der Maus glänzt schwarz, noch kann Kirchhammer den Tumor, der im Tier wächst, nicht ertasten. Die Forscherin hat den Mäusen Zellen unter die Haut gespritzt, die sich in den nächsten Tagen rasch vermehren. Sie will herausfinden, wie man Krebs besser behandeln kann. Dafür machen Kirchhammer und

ihre Kollegen die gesunden Tiere erst einmal krank. Die Mäuse wurden gezüchtet, um für den Menschen zu sterben.

Würden wir nicht nur Primaten, sondern auch Schweinen und Katzen und Nagetieren und Fischen ein Recht auf Leben und körperliche und geistige Unversehrtheit zugestehen, wären Tierversuche generell in Frage gestellt. Das Wesen der meisten Tierversuche liegt ja gerade darin, an einem Tierkörper etwas auszuprobieren, was man für Menschen für zu gefährlich hält. Das würde aber auch bedeuten: Die Behörden könnten kaum mehr ein Medikament zulassen, weil Arzneimittel in Tieren getestet werden müssen. Dennoch sind es nicht nur radikale Aktivisten, die Tierversuche ablehnen. Viele Leute bestreiten deren Notwendigkeit, ohne eine schlüssige Antwort auf die Frage zu geben, wie man etwa die Giftigkeit von Wirkstoffen oder die Reaktion des Immunsystems ausserhalb des Tieres testen könne. Oft lösen Tier-schützer das Dilemma, indem sie ignorieren, dass es ein Dilemma gibt.

Während Metzger im Schlachthof Millionen von Hühnern und Schweinen für unsere kulinarischen Gelüste töten, machen die Forscher im Labor immer eine Güterabwägung: tierisches Leid gegen Nutzen für den Menschen. Tierversuche sind in der Schweiz nur erlaubt, wenn die Forscher nachweisen können, dass sie mit keiner anderen Methode zur beabsichtigten Er-

kenntnis gelangten – und dass diese Erkenntnis von grundsätzlichem Nutzen für die Gesellschaft sei. Das Land hat im weltweiten Vergleich strenge Vorschriften. Jeder Versuch wird von einer kantonalen Kommission überprüft.

Nicole Kirchhammer beschäftigt sich mit der Güterabwägung aber nicht nur, wenn sie das Gesuch für die Bewilligung ausfüllt, sondern auch jeden Tag im Labor. «Niemandem macht es Freude, ein Tier leiden zu sehen.» Wie stark ein Tier in einem Versuch

Würden wir Nagetieren, Schweinen oder Katzen ein Recht auf Leben geben, wären Tierversuche in Frage gestellt.

belastet wird, bemisst sich nach den Schweregraden 0 bis 3. Die Mäuse von Nicole Kirchhammer sollen nicht stark beeinträchtigt werden. Bevor die Tiere zu sehr unter dem Tumor und seinen Folgen leiden könnten, schläfert Nicole Kirchhammer sie ein.

Kirchhammer ist Mitglied der Forschungsgruppe von Alfred Zippelius. Der 51jährige Arzt ist Onkologe und Tumorspezialist geworden, weil ihn als Medizinstudent das Schicksal einer Leukämiepatientin so be-

ANZEIGE


GRAND RESORT
BAD RAGAZ

TIME TO
RECHARGE

The true source of
health & vitality. Since 1242.

Werden Sie die beste Version Ihrer selbst!
Erleben Sie mit unserer NEWYOU Method®
wahre Transformation für Körper, Geist und Seele.
Damit Sie gesund leben. Und gesund bleiben.



Mehr erfahren:
resortragaz.ch/healthy





rührte. Sein ganzes Berufsleben schon kämpft Zippelius gegen die grosse gesundheitliche Bedrohung unserer Zivilisation. Jedes Jahr erkranken 42 000 Menschen in der Schweiz an Krebs, 17 000 sterben daran. Zippelius hat sich auf eine neue Art der Behandlung spezialisiert, die besondere Hoffnungen weckt: die Immuntherapie. Dank ihr soll der Körper selbst Abwehrkräfte gegen einen Tumor entwickeln.

Auf manche Fragen, sagt Zippelius, finde er nur «im Mausmodell» Antworten. Deshalb hat er vor elf Jahren – damals forschte er ausschliesslich an menschlichen Tumoren – ein Labor mit Tierversuchen aufgebaut. Der Aufwand sei gross gewesen, die Forschung ist teuer, aber aus seiner Sicht notwendig. Zippelius trägt einen weissen Kittel, er sitzt in seinem Büro im Spital mehrere Stockwerke über der Tierstation. Im Alltag arbeitet er nicht mehr viel mit Mäusen, dafür mit Menschen, die leiden und hoffen. Wären Tierversuche verboten, könnte er keinen einzigen von ihnen so behandeln, wie er es heute tut. Dass sie sich leicht ersetzen liessen, wie manche Tierschützer argumentieren, bestreitet Zippelius wie die meisten Forscher. Die Methoden hätten sich zwar in den vergangenen Jahren stark weiterentwickelt, aber noch gebe es keine Alternative.

Die Arbeit von Zippelius' Forschungsgruppe ist eng verknüpft mit den Fragen, die sich dem Arzt im Alltag stellen. Komme etwa ein Patient mit Hautkrebs, der nicht mehr auf eine Therapie anspreche, weil der Tumor resistent sei, könne er die Situation in der Maus nachstellen. «So können wir überlegen, wie wir einen Patienten vielleicht eines Tages behandeln können.»

Alfred Zippelius ist sich bewusst, dass er den Wert seiner Forschung jeden Tag über den Wert von Tierleben stellt. «Das menschliche Wohl ist mir einfach wichtiger als jenes von Tieren. Ich kann nicht sagen, dass das ethisch ist. Es ist für mich richtig.» Zippelius beschreibt ein Gefühl, das vielen Leuten vertraut ist, das sie aber dennoch nicht so leicht begründen können: Der Mensch steht über dem Tier, und das ist in Ordnung. Aber ist es das wirklich?

Die schlaunen Versuchsaffen

Valerio Mante weiss, was es heisst, Feinde zu haben. Der Forscher konnte jahrelang nicht mehr tun, was für seine Arbeit entscheidend ist: Primaten trainieren. Tierschützer demonstrierten gegen seine Versuche und legten gegen die Bewilligung Rekurs ein. Während des Verfahrens vor Gericht hatte Mante viel Zeit, sich zu überlegen, ob er seinen Job wirklich noch wolle, ob das alles einen Sinn habe. Er fand: ja. Mante ist Neurowissenschaftler, er hat an der ETH Physik studiert und später mehrere Jahre an der amerikanischen

Stanford-Universität geforscht. Der 44-jährige macht hierzulande etwas Aussergewöhnliches. Die grosse Mehrheit der 570 000 Versuchstiere in der Schweiz sind Nager, Mante ist der Einzige an der Universität Zürich, der belastende Versuche mit Affen durchführt. Es ist jene Art Experiment, von der Schreckensbilder kursieren: Affen mit verstörtem Blick, die Arme und Beine befestigt an Stangen, den Kopf zwischen Brettern eingeklemmt. Affen, die uns an uns selbst erinnern, an Menschen, die schlaun und sozial sind und rasch lernen.

Wer das Labor von Valerio Mante betritt, sieht ein unauffälliges Gestell, in dem die Makaken-Männchen, die hier seit 2017 leben, während des Experiments sitzen. Den Primatenstuhl haben Mante und sein Team an die Bedürfnisse der Tiere angepasst. Anstatt ihre Köpfe zu fixieren, entwickelten die Forscher für die Affen eine individuelle Maske, in die sie derzeit während 10 Minuten täglich ihre Gesichter legen. So haben es Alan und Paul gelernt.

Valerio Mante will mit seinem Versuch an den Affen herausfinden, wie das menschliche Gehirn funktioniert, zum Beispiel, wenn wir eine Entscheidung treffen. Er möchte dazu beitragen, die Entstehung psychischer Krankheiten wie Schizophrenie

Die grosse Mehrheit der 570 000 Versuchstiere in der Schweiz sind Nager. Nur an der Universität Zürich werden Experimente mit Affen durchgeführt.

oder Depression besser zu verstehen. Dafür müssen die Affen zuerst lernen, gewisse Aufgaben an einem Bildschirm zu lösen: mit den Augen fixieren sie etwa verschiedenfarbige Punkte. Wenn sie das richtig machen, bekommen die Affen zur Belohnung aus einem Strohhalm ihren Lieblingssaft.

Wasser haben die Forscher den Tieren am Morgen noch nie vorenthalten. Auch das wäre ein Ansporn, um sie zum Mitmachen am Versuch zu bewegen. Aber Mante hat bisher auf diese Methode verzichtet, zugunsten des Tierwohls. Er sagt: «Die gesellschaftliche Sensibilität hat sich verändert, ich möchte darauf eingehen.»

Valerio Mantes Versuche sind eigentlich zwei Versuche in einem: Er will einerseits Gedanken lesen lernen und andererseits die Affen dazu bringen, beim Experiment freiwillig mitzumachen. Mante hat die vier Makaken in einer Zuchtstation in Belgien gekauft,

für 6000 Franken das Stück. Zwei von ihnen, Alan und Paul, waren besonders interessiert an den Versuchen. «Alan ist super. Er lernt rasch und ist nicht gleich frustriert, wenn er einen Fehler macht», sagt Mante. Auch Primaten haben einen Charakter.

Eine Pflegerin holt die Affen jeden Morgen aus dem 60 Quadratmeter grossen Gehege und bringt sie ins Labor. Sie ist es auch, die mit den Tieren dort arbeitet. «Sie ist eher ihre Anwältin als die der Forscher», sagt Mante. «Wenn die Tiere nicht mehr wollen, hören wir ohnehin sofort auf. Sonst sind sie am nächsten Tag nicht mehr bereit, mitzukommen.» Valerio Mante zeichnet die Versuche immer auf. In einem Sitzungsraum stellt er seinen Laptop auf den Tisch und spielt Videos ab, auf denen zu sehen ist, wie die Affen üben, sich in den Primatenstuhl zu setzen.

Die Makaken sind noch immer in der Trainingsphase, sie lernen jeden Tag etwas Neues. Mante hofft, dass er Alan und Paul im kommenden Jahr operieren und ihnen einen kleinen Chip in das Hirn einsetzen kann, mit dem sich später die Hirnaktivität messen lässt. Der Eingriff findet unter Vollnarkose statt. Dennoch entspricht das Vorgehen Schweregrad 3, der maximalen Belastung also. Was Mante macht, ist allerdings nicht nur deshalb so umstritten.

Im Unterschied zu Onkologe Alfred Zippelius am Universitätsspital Basel ist Valerio Mante mit seiner Art von Grundlagenforschung auf dem Campus Irchel sehr viel weiter von einer konkreten Therapie entfernt.

Gibt es einen Unterschied zwischen Mensch und Tier? Ja, sagt der Forscher. Aber er kann ihn nicht begründen.

Er weiss nicht, ob die Resultate seiner Forschung eines Tages zur Entwicklung einer Heilmethode beitragen, er weiss nur, dass sich seine Fragen ausschliesslich mit Affenversuchen beantworten lassen. Mante arbeitet mit dem Anspruch, eine Disziplin zu objektivieren, in der bisher sehr viele Ursachen von Krankheiten verborgen blieben: die Psychiatrie. Der Forscher ist überzeugt, dass seine Versuche wichtig sind. «Es gibt viele Beispiele, bei denen sich rückwirkend zeigte, dass die Experimente wichtige Erkenntnisse brachten, etwa bei der Entwicklung von Parkinson-Medikamenten oder bei der Impfung gegen die Kinderlähmung.»

Valerio Mante spricht mit seiner Familie, seinen Freunden und Feinden offen über seine Arbeit und erklärt ausführlich, was er macht. Regelmässig lädt er

Gäste an sein Institut ein. «Die meisten verstehen meine Arbeit danach besser und sehen, was sie bringt und dass wir die Tiere gut behandeln», sagt er. Dennoch setzt auch Mante das Wohl des Menschen täglich und selbstverständlich über das Wohl des Tieres. Gibt es für ihn einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Mensch und Tier? «Ja», sagt Mante, «aber ich kann das nicht rational begründen.»

Warum verhalten wir uns so, wie wir es tun? Angenommen, uns überlegene Ausserirdische würden die Erde überfallen, uns gefangen nehmen, mit uns experimentieren und essen – wären wir einverstanden damit, dass die Macht des Stärkeren gilt?

Sollen Affen Grundrechte bekommen? Vielleicht ist es eine dieser Fragen, die wir zuerst einmal zulassen sollten, bevor wir sie verneinen.

Flurin Clalüna ist NZZ-Folio-Redaktor.
Aline Wanner ist Redaktionsleiterin von NZZ Folio.

Australien-Krokodil im Basler Zoo
und Wagyu-Beef.

